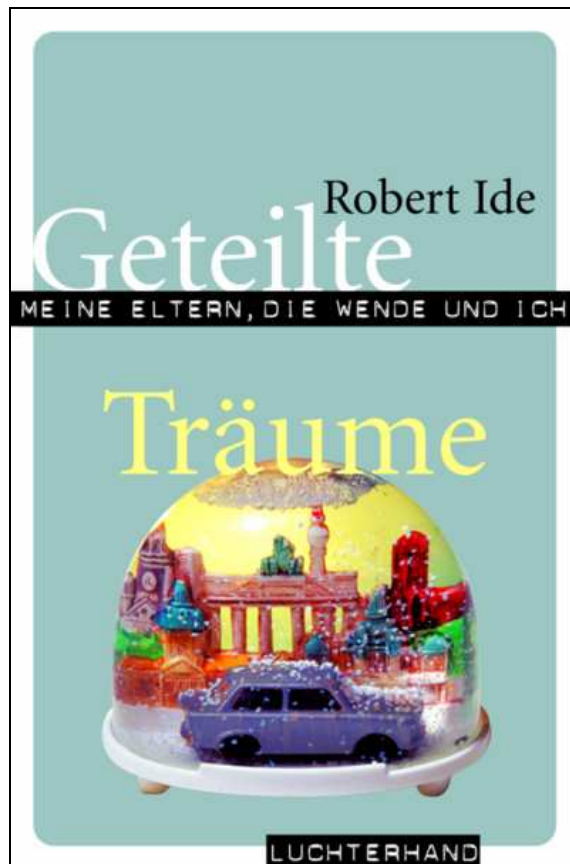


Leseprobe aus

Robert Ide

**Geteilte Träume**  
Meine Eltern, die Wende und ich



Gebundenes Buch, 224 Seiten, 13,5 x 20,6cm  
ISBN-10: 3-630-87236-0  
ISBN-13: 978-3-630-87236-0

**Luchterhand Literaturverlag**

Erscheinungstermin: *Februar 2007*

[Mehr Informationen zum Titel](#)

### 3. Fernweh nach der Heimat. Eine gewendete Generation

Eben war ich noch Olympiasieger, jetzt bin ich tot. Mein Leben als DDR-Bürger und Spitzensportler – vorbei. So schreibt es die Spielkarte vor, die ich gerade gezogen habe. Am Küchentisch meiner sanierten Altbauwohnung sitzen meine besten Freunde und schauen mich teils bedauernd, teils schadenfroh an. »Vielleicht hast Du zu viel trainiert, weil Du wieder zu ehrgeizig warst«, spottet Ilonka und feuert eine ihrer Lachensalven ab. »Oder Du hast zu viele Pillen geschluckt«, sagt Ricardo, er drückt seinen trainierten Körper durch, dass die Gelenke leise knacken. »Bestimmt hast Du nur Pech gehabt«, tröstet mich Flavia, Ricardos Freundin, die heute Abend mit von der Partie ist. Ihr Lipgloss glänzt unter meiner Küchenlampe, und ihre Spielfigur hat bislang ebenfalls einen glamourösen Auftritt. Sie darf weiter vorrücken beim Brettspiel »Überholen ohne einzuholen«, einer ostdeutschen Variante vom »Spiel des Lebens«. In der Brett-DDR geht es darum, aus den wenigen Möglichkeiten, sich durchzuschlagen, die beste herauszuschlawnern. Man kann einen geraden Weg wählen und als Abschnittsbevollmächtigter das Neubauviertel in Ordnung halten, man kann auch mit harter Arbeit und der Hilfe einiger Beziehungen ein Haus am Ostseestrand errichten. Das Spiel endet nicht mit der Wende, sondern mit dem Tod. Dann wird abgerechnet, nach Geld, Kindern und Orden.

Draußen dämmt es schon, ich werfe meine Figur um, gieße Wodka in mein Wasserglas und schaue auf das Leben zurück, das ich in der gespielten DDR hinter mich gebracht habe. In der Schule bin ich nicht aufgefallen, danach Jugendweihe, höchste Schwimmstufe, im Jugendklub die erste Freundin, mit der Heirat ging es schnell. Ein kurzes angepasstes Glück, das ich mir gut ausmalen kann: in Trainingslagern Liegestütze auf und nieder, Kletterstangen rauf und runter, schließlich die olympische Eröffnungsfeier, umjubelt von Zehntausenden als sozialistischer Botschafter im Trainingsanzug.

»Wäre es mir wirklich so ergangen?«, frage ich halblaut in die Runde.

Meine Freunde ignorieren den Einwurf. Sie wollen weiterspielen, nicht ernst sein müssen. Außerdem wissen sie genau, dass ich nie Leistungssportler geworden wäre. An der Johannes-R.-Becher-Oberschule sahen sie mich beim 60-Meter-Lauf auf dem Schotterplatz mit letzter Kraft um eine Drei rennen.

Es geht mir gerade wie damals im Sportunterricht, nachdem ich beim Hochsprung schon früh ausgeschieden war: Ich sitze in einer Ecke, sehe den anderen beim Gewinnen zu und schweife im Kopf ab. Auch jetzt blicke ich teilnahmslos zu den Figuren meiner drei Mitspieler, die etwa gleichauf liegen. Während sie um den Sieg in einer virtuellen Planwirtschaft ringen, nehmen mich wieder diese Gedanken gefangen: Was wäre aus uns geworden im Sozialismus? Wäre ich in die Partei eingetreten, um Karriere zu machen? Hätte ich jemanden verraten können? Mitmachen oder nicht, Angebote des Staates ausschlagen oder nicht, die Meinung sagen oder die Lippen zusammenbeißen – das waren damals die Fragen meiner Eltern am Küchentisch. Selbst wenn wir schwiegen beim Abendbrot, waren die Entscheidungen stets gegenwärtig.

Schon die Frage, ob wir zum Republik-Geburtstag die Fahne mit Hammer und Zirkel im Ährenkranz aus dem Fenster hängen sollen, erschien von weit reichender Symbolik. Als ich einmal aus der Schule kleine DDR-Papierfähnchen mitbrachte, um unseren Küchentisch zu schmücken, warf sie meine Mutter kurzerhand in den Müll. In der Schule erzählte ich den Lehrern am nächsten Tag, dass ich die Flaggen aufgestellt hätte. In der Pause prahlte ich in der Klasse, dass wir sie weggeworfen hätten. Der Schwindel flog nie auf. Aber ich war ja ein Kind, musste mich noch nicht bekennen. Ich sang beim Pioniernachmittag »Sag mir, wo du stehst und welchen Weg du gehst«, ohne meinen Weg zu verraten. Was aber hätte ich getan, wenn es ernst geworden wäre? Obwohl es die Partei, die immer Recht hat, längst nicht mehr gibt und jene Nachbarn aus meinem Leben verschwunden sind, die es von einer fehlenden Fahne im Fenster abhängig machten, ob sie freundlich oder verächtlich grüßten (manche so, manche so), obwohl all das wie ein Schwarz-Weiß-Film wirkt und die DDR nur noch als Spiel funktioniert, werde ich eine Frage nicht los: Wie hätte ich wohl meine eigene Wohnung zum Republik-Geburtstag gestaltet?

Ich betrachte meine Freunde. Mir gegenüber sitzt Ilonka, sie prustet wieder los, weil sie im Spiel einen sowjetischen Offizier heiraten soll. Ilonka hat immer gelacht, wenn es um Gefühle ging, das hatte sie mir voraus. Als wir uns vor den Pioniernachmittagen gegenseitig das Halstuch banden, schrieb sie mit roter Lehrerkreide das Wort »Liebe« an die Tafel und sah mich herausfordernd an. Ihr Lachen schallte durch den leeren Klassenraum. Betreten blickte ich auf den Linoleumboden – so lange, bis jemand hereinkam und sie schnell zum Schwamm griff. Ilonka schaut jetzt herüber zu mir, ein wenig scheu, ein wenig spöttisch, so wie damals, als sie zwei Schulbänke von mir entfernt saß. Egal, was ich versuchte in unserer Jugend, dieses kleine Stückchen Distanz, das sie zu mir hielt, konnte ich nie überwinden. Und egal, auf

welche Art ich heute mit ihr umzugehen versuche, das kleine »Was wäre gewesen, wenn?« verblasst nicht in mir.

Ich versuche, meine Gedanken auf ein Thema umzulenken, bei dem ich zur Abwechslung mal über sie spotten kann. Ilonka ist bestimmt so zurückgeblieben, die Linkspartei zu wählen, flüstere ich mir ein. Wenn ich zur Linkspartei PDS sage oder SED/PDS, um sie zu provozieren, rollt sie gelangweilt mit den Augen. Ilonka hat mal gesagt, Aufarbeitung sei für sie das »Scheißwort des Jahrtausends«. So derb drückt sie sich sonst nicht aus. Sie möchte eben, dass die Zeiten nicht zu hart werden, sie pustet so lange auf Wunden, bis sie verheilen. Warum noch über Dinge reden, deren Schmerz jederzeit aufbrechen könnte? Sie wird wohl immer eine Träumerin bleiben, sage ich mir. Sie wird das Spiel »Überholen ohne einzuholen« sicher nicht gewinnen.

Kann man das Träumen verlernen? Gehört das Fach Realismus zum Lehrplan »Gesamtdeutsch werden«? Wenn ich heute Filme sehe, die in Farbe von der DDR handeln – Good bye Lenin, Der rote Kakadu, Das Leben der Anderen –, betrachte ich Figuren, die in ihrer Nische versuchen, Leidenschaften auszuleben. Sie spielen Platten mit verbotener Musik, bis die Volkspolizei kommt, sie zeigen bedingungslose Zuneigung zu Fremden im Kinderferienlager, sie stöhnen laut beim Sex, obwohl sie ahnen, dass die Stasi mithört. Und irgendwann begehren sie auf, um ihren Träumen die Grenzen zu nehmen. Dann entscheidet sich ihr Leben.

Ilonka und ich und all die anderen, die die Wende überstanden haben, ohne einen solchen Aufstand wagen zu müssen, wir waren schon lange nicht mehr bei einer Demonstration. Irgendwann, vor zehn Jahren muss das gewesen sein, ging es gegen Studiengebühren. Und in einem fernen Winter tropfte uns Kerzenwachs auf die zittrigen Hände, als die Neonazis aus dem öffentlichen Raum vertrieben werden sollten. Man könnte die Sache negativ sehen und denken, der Um- und Abbruch habe uns desillusioniert, wir seien abgestumpft durch Werbewelt und Shoppingstress. Man kann die Sache aber auch ganz einfach deuten: Den meisten geht es gut. Aufbegehren? Danke, nicht nötig.

Die gefühlten 30-Jährigen aus dem Osten kommen in ihrer großen Mehrheit zurecht in Deutschland einig Vaterland. Natürlich musste jeder erst sein Glück suchen, selten lag es vor der eigenen Haustür. Meine Schulfreunde haben sich verstreut, einige hat es zum Bodensee gezogen, nach Hamburg oder eben nach Frankfurt am Main wie Ricardo. Manche mussten nur um die Ecke biegen, nach Leipzig – der Stadt, die fast als einzige im Osten auch Geschichten von der Zukunft erzählt. Als wir vor kurzem ein Klassentreffen organisierten, lag ein Buch bereit, in dem jeder seine Adresse und einen Spruch hinterlassen sollte. Eine schrieb hinein: »Ich bin seit Jahren nur am Feiern«, ein anderer: »Alles ist schön.« Trügt dieser Schein?

Ilonka gießt sich triumphierend einen Schluck Wodka ein, ihre Spielfigur auf dem DDR-Brett setzt sich gerade von den anderen ab. Im echten Leben kommt sie bedächtiger voran. Meine Schulfreundin ist in Berlin geblieben und hat ein ordentliches Auskommen als Physiotherapeutin gefunden.

»Wir sehen uns. Noch auf ewig in dieser Stadt« – das war ihr Spruch für unser Klassentreffen-Buch. Mit dieser Stadt meint sie natürlich nicht das ganze Berlin, in einen Westbezirk würde Ilonka nicht mal ziehen, wenn sie einen Freund am Ku'damm hätte – aber das scheint mir sowieso ausgeschlossen. Zuletzt hat sie mir erzählt, sie habe auf ihrer Krankenstation einen Arzthelfer namens Ingo kennen gelernt, einen bodenständigen Jungen mit großem Herzen. Ich habe ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, aber er soll ein stiller Mecklenburger sein, der nach einer Nachtschicht noch einen Frühdienst dranhing, nur um gemeinsam mit Ilonka einen Kaffee trinken zu können. Das hat sie gerührt.

Seitdem kommt es mir so vor, als ob sich die Zukunftsträume meiner Schulfreundin gänzlich auf private Dinge verlagert haben, anderen Visionen hängt sie lediglich noch bei unseren regelmäßigen Kneipendiskussionen nach.

Neulich brachte Ilonka mir aus dem Krankenhaus eine Grafik des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes mit. Dort war auf einer Deutschlandkarte der Anteil von Kindern dargestellt, deren Eltern erwerbslos sind. Gelb markierte Flächen wiesen Gebiete aus, in denen der Anteil unter zehn Prozent liegt, hellrote zeigten 10 bis 20 Prozent, dunkelrote einen noch höheren Anteil. Ich betrachtete die Karte. Der Süden Deutschlands war gelb markiert, der Westen hellrot, der Osten – abgesehen vom Berliner Speckgürtel – komplett dunkelrot. Auch die Gegend an der Mecklenburger Seenplatte, aus der der Kaffee Freund Ingo stammen soll, wies viel zu viele arbeitslose Eltern auf. Ilonka hielt mir die Grafik mit Wut in ihren blauen Augen unter die Nase und forderte mit flammender Stimme mehr staatliches Verantwortungsgefühl: »Ich kenne keine Firma, die Müttern eine faire Chance gibt. Die müssen dazu gezwungen werden.« Außerdem brauche es eine garantierte Kinderbetreuung auch nach Unterrichtsschluss: »Es ist doch egal, ob das Hort heißt oder Ganztagschule.« Kurz gesagt entwarf sie das Modell eines Staates, der Erziehung

organisiert. Meinen Einwand, zu viel Staat sei vielleicht auch nicht gut, beantwortete sie mit einem harten, funkelnden Blick. Eine kleine heile Welt würde Ilonka sicher glücklich machen, die Möglichkeiten dazu wären in einem kleinen halben Land womöglich größer gewesen als in der grenzenlos globalisierten Wirklichkeit. Ich behielt das aber lieber für mich.

Ein Satz, den Ilonka lange für sich behalten hat, lautet: »Die DDR hat es schlecht gemacht, aber die Idee war gut.« In letzter Zeit spricht sie ihn wieder öfter aus, und zwar nicht nur, weil sie ihn schon oft von ihrem einstmals systemtreuen Papa gehört hat. Sie macht sich ehrliche soziale Sorgen.

Wenn man den Umfragen verschiedener Institute glauben darf, würde etwa die Hälfte der jungen Menschen in Ostdeutschland Ilonkas Satz unterschreiben. Frauen übrigens öfter als Männer.

Die Angst, die sie mit ihren Eltern zu Wendezeiten geteilt haben, ist in den Hintergrund getreten, ganz verschwunden ist sie nicht. Arbeitslosigkeit ist ein Wort, das umso öfter von ostdeutschen Jugendlichen benutzt wird, je weiter entfernt sie von den wenigen Kernen des Wachstums leben. Die Hierbleiber auf den Dörfern in der Altmark oder im Elbsandsteingebirge kämpfen sich zwar resolut durch die Arbeits- und Konsumgesellschaft, nicht wenige gründen eigene Firmen. Aber zum Feiern zumute ist in den ländlichen Abwanderungsgebieten den jungen Menschen nur, wenn sie sich in den umgebauten Jugendklubs oder den verspiegelten Großraumdiskos an den Autobahnabfahrten treffen. Sich von der Depression der Heimat abzukoppeln gelingt schon besser in der Ferne.

Mein Skatkumpel Marcus, mit dem ich die erste Sprachreise nach England unternahm, arbeitet heute in Argentinien als Hotelangestellter und Übersetzer. Er hat zwischendurch seine Arbeit verloren, geblieben ist er trotzdem. »Hier gibt es viele Frauen, die es oft wollen«, teilte er mir einmal per E-Mail mit. Später hat er allerdings eingeräumt, dass die meisten von ihnen einen Silikonbusen hätten. Seine Eltern wollten ihn davon abhalten, sein Glück in so weiter Ferne zu suchen, sie haben es ihm nicht offen gesagt, aber immer, wenn er sie in ihrem alten Zuhause besuchte und von den weiten Stränden seiner neuen Umgebung erzählte, schwiegen sie. Nach vier Jahren besuchten sie ihn doch, viele seiner Freunde waren schon vorher da gewesen. Hinterher mailte mir Marcus: »Am letzten Abend stand ich mit meinem Vater an einer Strandbar, wir sahen den Schiffen hinterher, da sagte er zu mir: Junge, was Du hier machst, hätte ich früher auch gerne getan.« Marcus ist erleichtert, seine Freiheit gefunden zu haben. Wirklich glücklich macht ihn indes, kein schlechtes Gewissen mehr haben zu müssen, wenn er auf Heimaturlaub geht.

Freiheit auszuleben ist keine Kunst mehr, es ist Alltag geworden. Äußerlich sind die jungen Menschen längst in der neuen Zeit angekommen, und abgesehen von sozialem Unbehagen fühlen sich die meisten wohl. Drei Jahre Armeedienst, eine als Arbeiterschließfach verspottete Kleinwohnung im Neubaugebiet und eine Zukunft im Schwermaschinenkombinat? Unvorstellbar.

Diejenigen, die wie Ilonka und ich in Berlin geblieben sind, wohnen vorzugsweise in Altbauten mit Dielen und Stuck, natürlich in der sanierten Stadtmitte mit ihren Wireless-Lan-Cafés und Fußball-Bundesliga-Kneipen. Wer in westdeutsche Städte gezogen ist, lebt in Zweiraum-(noch immer nicht Zweizimmer-)Wohnungen, oft sind die Altneubauküchen mit Laminat ausgelegt, in den Bädern hängen von Halogenstrahlern beleuchtete Landschaftsbilder aus Brandenburg. In ostdeutschen Städten haben sich einige in alten Ein- oder Zweifamilien-Häusern am Stadtrand eingerichtet. Die Tische und Stühle sind meist von Ikea oder Möbel Höffner, selten vom Trödler, niemals vom Designer. Hauptsache praktisch. Viele haben Grünpflanzen, wenige Blumen – wie ihre Eltern.

Nicht weniger selbstverständlich als ihre westdeutschen Altersgenossen kommunizieren sie per Tastendruck und Funksignal, nicht weniger selten gehen sie am Wochenende aus, oft zum Trinken, seltener zum Essen. Viele haben ein Laptop, fast alle ein Auto, sie shoppen und sie reisen gern.

Die Verortung im Osten (»Es ist dreiviertel acht.«) widerspricht dem Leben und der Kommunikation nach Art des Westens nicht mehr, beides wurde miteinander versöhnt (»Es ist dreiviertel acht – also viertel vor acht, verstehst Du?«). Ich habe irgendwie Verständnis dafür, dass alte Leute eine DDR-Ausstellung in den »Schönhauser Allee Arcaden« bewundern, gehe dann aber doch lieber in die Geschäfte mit den richtigen Waren.

Das Spiel »Überholen ohne einzuholen« – ein Spruch, den Walter Ulbricht prägte, als er den Westen wirtschaftlich zu übertrumpfen suchte – ist Ausdruck dieses Wossi-Wohlgefühls. Es bestätigt eine Assimilation in der neuen Gesellschaft mit einem augenzwinkernden Blick zurück. Ob Ricardos West-Freundin Flavia, die hier tapfer mitspielt, aber all diese Verwicklungen aus Andeutungen von Ricardo entziffern muss, sich da hineindenken kann? Ich schaue auf das DDR-Spielbrett. Flavia hat eine Parteikarriere gewählt, womöglich hat sie gedacht, damit kommt man im Osten am weitesten. Doch sie fällt zurück. Eine Spielkarte, die Parteimitgliedern vorbehalten ist, schreibt ihr vor, zwei Runden auszusetzen – wegen Depressionen.

Ein Zuhause haben sich die jungen Ostdeutschen eingerichtet, eine neue Heimat haben sie aber nicht gefunden. Sie haben sie gar nicht erst gesucht. Der Bundesrepublik, die ihnen nicht viel mehr und nicht viel weniger abverlangt als den eigenen Existenzkampf, fühlen sie sich nur halb zugehörig.

Bei einer Langzeit-Befragung von mehr als 400 ostdeutschen Jugendlichen (ihr heutiges Durchschnittsalter beträgt 33 Jahre) durch den Leipziger Soziologen Peter Förster kommt seit dem Umbruch Jahr für Jahr das gleiche Ergebnis zustande: Etwa 80 Prozent fühlen sich als Bundesbürger. Wenn sie aber gefragt werden, ob sie sich auch als DDR-Bürger fühlen, bejahen das ebenfalls rund 80 Prozent. Das neue Land ist für die große Mehrheit der Ankömmlinge nur eine Hülse, in der sie ihr Leben ausgestalten, so wie sie schon die DDR als Hülse kennen gelernt haben. An die Veränderungsmacht eines Staates und seiner Institutionen glaubt nach dem erlebten Crash kaum jemand. Der Renten-Gau wird kommen, das weiß jeder, doch es regt höchstens die Jusos auf. Und wer macht schon bei den Jusos mit, was bringt organisierte Politik überhaupt? Rede-, Presse- und Wahlfreiheit: schön und gut und wichtig. Aber nützt sie etwas, wenn der Staat keine Arbeit schaffen kann und die Wirtschaft keine schaffen will?

Im Gefühl des Ankommens der jungen Ostdeutschen steckt immer die Frage, ob das mit dem Kapitalismus wirklich gut gehen kann, ob die Warnungen vor den zügellosen Imperialisten aus dem Staatsbürgerkunde-Unterricht nicht einen wahren Kern hatten, ob an den Meckereien der Eltern (»Es wird mal wieder Zeit für einen Regimewechsel!«) nicht doch etwas dran ist.

Wohl auch deshalb verfolgen jüngere Ostdeutsche die Selbstvergewisserungs-Debatten der BRD, wie viele die Bundesrepublik weiterhin nennen, ohne Emotionen. Der Kampf der 68er und ihrer geistigen Nachfolger für Gutmenschentum und politische Hygiene lässt viele mit den Schultern zucken. Leitkultur-Diskussion, Grass und die Zwiebel, Streit um die Laufzeit von Atomkraftwerken – in ostdeutschen Zeitungen landen diese »weichen Themen« vorzugsweise in unauffälligen Einspaltern. Im Zweifel schlägt das Thema Arbeit alle anderen, da unterscheiden sich die jungen Ostdeutschen nicht von der älteren Generation. Der Streik der IG Metall für eine 35-Stunden-Woche ist im Westen beschlossen worden und im Osten zusammengebrochen – den Betroffenen war mehr Maloche lieber als gar keine. Dresden hat als erste Stadt alle kommunalen Wohnungen an einen privaten Investor verkauft und sich damit auf einen Schlag entschuldigt – Proteste gegen den Abbau sozialen Wohnraums gab es in der Stadt nicht, sogar die PDS (Entschuldigung, die Linkspartei) machte mit. Nur einige westdeutsche Verbandsvertreter empörten sich. Im Wahlkampf in Sachsen-Anhalt im Frühjahr 2006 warnten die Grünen großflächig vor einer »schwarz-roten Gen-Republik«. Am Ende kam die Partei auf vier Prozent. Thema verfehlt.

Öffentliche Diskussionen, die sich aus der DDR-Vergangenheit und dem Wende-Wahnsinn ableiten lassen, werden dagegen im Osten ungleich stärker wahrgenommen als im Westen – auch von jenen, die weit weggegangen sind. Wenn es um staatliche Kinderbetreuung und kollektive Erziehungsstandards geht, um die Kürzungen von Leistungen für Arbeitslose und Rentner, um Stasi-Trainer in der deutschen Olympiamannschaft, sogar um die Markenrechte am grünen Ampelpfeil, dann regen sich meine Freunde am Telefon gerne mit mir auf. Selbst wenn sie gerade in Argentinien sind.

»Das Stückchen Erde, auf dem ein Mensch geboren wird, wo er aufwächst und sein Heim steht, nennt er seine Heimat. Meist findet er sie schön. Und in der Ferne sehnt er sich nach ihr – Heimweh. Doch die Heimat wird nicht unbedingt auch als Vaterland empfunden. Vaterland ist die Heimat eigentlich nur dort, wo der Mensch sich sozial geborgen weiß, wo er lernen kann, wo er Arbeit und Brot erhält, wo er als gleichberechtigter Bürger an den Belangen der Gesellschaft und des Staates mitzuwirken vermag, wo er glücklich lebt. In diesem Sinn ist uns die Deutsche Demokratische Republik nicht nur Heimat, sondern auch sozialistisches Vaterland.« So sollte es sein, so war es festgeschrieben im Buch »Vom Sinn unseres Lebens«, das alle Mädchen und Jungen zur Jugendweihe überreicht bekamen. Heimat und Vaterland fielen wie selbstverständlich zusammen und mündeten in die Parole »Unsere Heimat DDR«. Nun ist das Vaterland verschwunden. Ein Gefühl von Heimat empfinden die jungen Ostdeutschen dennoch für Fichtelberg und Kap Arkona. Da die DDR, die zu dieser Heimat gehörte, aber nicht mehr existiert, fühlt sich das Heimweh heute etwas unwirklich, unnahbar, ja unernst an. Eher wie Fernweh.

Die Jungen aus dem Osten urlauben weiterhin lieber an der Ostsee als an der Nordsee – denn in der kleinen Kneipe auf dem Darß sind die Spuren des untergegangenen Vaterlandes noch auf der Speisekarte oder als Wandrelief zu bewundern.

Es sind Relikte eines Staates, den man als Kind selbst erlebt hat und der deshalb lange nach seinem Ableben noch etwas Wärme ausstrahlt. Natürlich muss im Einkaufskorb im Dorfladen auf Hiddensee nicht unbedingt ein Becher Nudossi liegen, Nutella aus dem Glas schmeckt sogar Ilonka gut. Doch von Nutella gibt es keine Geschichte, die ihre Zunge beim Essen erzählen könnte. Spuren von damals haben einen

seltene Wert, der spielerisch behütet wird – damit nicht auch noch das Fernweh nach der Heimat verschwindet.

So paradox es klingt: Viele junge Ostdeutsche sind zukunftsorientiert und nostalgisch zugleich. Noch immer fällt es mir schwer, alte Fußballwimpel des einzigen Europapokalsiegers 1. FC Magdeburg von der Wand zu nehmen, obwohl der Verein in den Niederungen des Amateursports versunken ist und zweifelhaft, meist kahl rasierte Fans um sich schart. Und noch immer sagt Ilonka, wenn sie Freunde in Niedersachsen besucht, auf jeder Rückfahrt kurz hinter dem früheren Grenzübergang Helmstedt mit feierlicher Stimme: »Wir sind wieder da.« Dabei ist sie ja erst in Sachsen-Anhalt angekommen, noch nicht zu Hause in Berlin.

Ricardo ist mit Würfeln dran. Im Spiel »Überholen ohne einzuholen« hat er den Weg des Arbeiters gewählt, der morgens hinterm Kombinatstor und abends in der Laube werkelt, noch hat er Chancen auf den Sieg. Im richtigen Leben schafft er heute als Meister der Elektrotechnik in Frankfurt am Main. Ricardo war immer größer und kerniger als ich, in der Schule beschützte er mich. Dafür ließ ich ihn manchmal abschreiben. Ich habe ihn als guten Fußballer kennen gelernt und als beliebten schlechten Schüler bewundert, der kein Wort zu viel und keinen klaren Satz zu wenig sagt. Doch nachdem seine Eltern einen Ausreiseantrag gestellt hatten, durfte er nicht mehr bei den Klassenfahrten dabei sein. Als er an seinem letzten Schultag zum Abschied Kuchen mitbrachte, stand eine Mitschülerin auf und sagte: »Von Dir will ich keinen Kuchen, Du bist auch so ein kapitalistischer Verräter.« Es war das einzige Mal, dass ich Ricardo weinen sah.

Textauszug aus  
**Robert Ide: Geteilte Träume**

© Verlagsgruppe Random House, GmbH